

Einleitung

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **167 (1988)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einleitung

Die beiden in der Reihe der Basler Neujaarsblätter bereits erschienenen Parteigeschichten: Walter Lüthi, *Der Basler Freisinn von den Anfängen bis 1914* (1983) und Wilfried Haerberli, *Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914* (zwei Bände: 1985 und 1986) behandeln die Entstehung und Entwicklung politischer Bewegungen, die durch die starke Zunahme der Bevölkerung im 19. Jahrhundert verursacht wurden. Nach der Bundesverfassung von 1848, welche alle Schweizerbürger vor dem Gesetz gleichstellte, konnten die regimentsfähigen Familien in Basel, die seit Jahrhunderten beinahe unbestritten regiert hatten, den Zugewanderten die politische Gleichberechtigung zwar nicht versagen, diese mussten sich aber ihre Stellung im Gefüge des alten Stadtstaates, dessen Regierungssystem auf Gewohnheit und Überlieferung beruhte, während einer weiteren Generation hart erkämpfen. Neubürger und später auch Arbeiter entwickelten dabei eine Dynamik, die die Alteingesessenen aufschreckte und in die Abwehr trieb. Diesem in Bedrängnis geratenen alten Stadtbürgertum gilt die vorliegende Arbeit.

Mit der Vereinfachung des Wahlverfahrens und der Einführung besoldeter Regierungsämter brachte erst die kantonale Verfassung von 1875 den Durchbruch zur faktischen Rechtsgleichheit. Erst jetzt verschwanden auch die ungeschriebenen Vorrechte der Alteingesessenen: Stadtbürger und Niedergelassene waren einander rechtlich gleichgestellt. Der Verlust ihrer gewohnheitsmässigen Privilegien – eine gesetzlich umschriebene Macht hatten sie nie ausgeübt – brachte für die ehemaligen Regenten zwar keine materielle Einbusse, dennoch kamen sie sich als Verlierer, als «Deposedierte» vor. Wenn die Angehörigen der alten Oberschicht nun fortfuhren, sich politisch zu betätigen, so geschah es nicht, um ihre frühere Stellung zurückzugewinnen, auch kaum je aus Neigung, sondern fast immer aus dem Gefühl der Verantwortung für die Stadt und deren Traditionen. Politische Tätigkeit wird oft bezeichnet als ein Opfer, zu dem sich die Konservativen verpflichtet fühlten, ein Opfer an Zeit und Kraft, darzubringen für das, was ihnen erhaltenswert schien: für den ganzheitlichen Charakter der Stadt mit ihrer humanistischen Bildung und dem orthodoxen Protestantismus. Die Bedrohung dieser überlieferten Güter hatte zunächst nur einen Namen: es war der politische und der theologische Freisinn. Zur Abwehr des Freisinns in allen seinen Erscheinungsformen schlossen sich 1875 eine mehr «akademisch» ausgerichtete und eine orthodox-protestantische Gruppe mit einigen Geldgebern zusammen zur Gründung der Allgemeinen Schweizer Zeitung. Hier hatten die Liberal-Konservativen ihren Mittelpunkt: «... die ASZ und was damit zusammenhängt», so bezeichnet sich noch 1902 – unter Vermeidung des Ausdrucks «Partei» – die konservative Gruppe selbst.

Keine Partei also – es waren fast immer primär persönliche Bindungen, die die alte Oberschicht bis über die Jahrhundertwende hinaus zusammenhielten. Eine der Ursa-

chen für ihre Stärke und ausdauernde Lebenskraft dürfte in dem hohen Stand der gemeinsam genossenen Bildung liegen. Gemeinsam verbrachte Schul- und Studienjahre schufen Freundschaften, die nicht selten zu lebenslanger Partnerschaft im Beruf wurden. Einen Mittelpunkt besonderer Art, in dessen Umfeld nicht wenige liberal-konservative Politiker zu finden sind, bildete die Persönlichkeit Jacob Burckhardts, der engere Kreis seiner Freunde und die weitere «Gemeinde» seiner ehemaligen Schüler, Studenten, Zuhörer. Bei den verwandtschaftlichen Beziehungen ergab sich, nicht zwingend, aber doch in bedeutenden Fällen, durch das Vater-Sohn-Verhältnis eine starke Vertikale, die sich mit den horizontal verlaufenden Linien der gleichen Generation kreuzte. Den Rahmen dieser Struktur bildete die Treue zu den überlieferten Formen der Religionsausübung und damit eng verbunden die Anhänglichkeit an die Stadt. So erwies sich das alte Basler Stadtbürgertum als ein homogenes Ganzes von zäher Lebenskraft.

Meine beiden eingangs erwähnten Vorgänger in der Erforschung der Basler Parteigeschichte, Wilfried Haerberli und Walter Lüthi, haben die wissenschaftlichen Grundlagen für die vorliegende Arbeit geliefert: Haerberli mit den Kapiteln über die «demographischen, wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen» seiner Geschichte der Basler Arbeiterbewegung und Lüthi mit seiner Strukturanalyse des Basler Grossen Rates von 1875–1914. Ihnen beiden möchte ich für ihre Arbeit, für Rat und Hilfe herzlich danken. Die Kartei der Grossräte, die Walter Lüthi angelegt hat, bildete den Ausgangs- und den Endpunkt für den vorliegenden Beitrag. Mein Dank gilt sodann Herrn Staatsarchivar Professor Andreas Staehelin und den Mitarbeitern des Basler Staatsarchivs, die mich immer wieder beraten und mir vielfach geholfen haben.

Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Erich Gruner, der mich vor Jahren im Rahmen eines Forschungsprogramms des Schweizerischen Nationalfonds mit dieser Arbeit betraut hat. Seinem Einsatz verdankt dieses Bändchen seine Entstehung, und ich freue mich, dass ich es ihm jetzt übergeben kann.

Basel, im Frühjahr 1988

Dorothea Roth